

Zur Sprache Walthers von der Vogelweide

Autor(en): **Teucher, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **31 (1975)**

Heft 5

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421184>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Sprache Walthers von der Vogelweide

In einem seiner berühmtesten Gedichte, einer Spruchdichtung aus der Zeit des Kaisers Philipp von Schwaben, stellt sich Herr Walther von der Vogelweide seinen Zuhörern und später Lesern vor:

„Ich saz ûf eime steine	ich hete in mine hant gesmogen
und dahte bein mit beine	daz kinne und ein mîn wange.
dar ûf sazt ich den ellenbogen:	dô dahte ich mit vîl ange
	wie man zer welte solte leben.“

(Neuhochdeutsch: Ich saß auf einem Felsen und deckte ein Bein mit dem andern; darauf stützte ich den Ellenbogen. In meine Hand hatte ich das Kinn und meine eine Wange geschmiegt. Da dachte ich mit viel Beklemmnis [ange = Enge], wie man in der Auseinandersetzung mit der Welt leben müßte.)

Das ist genau die Stellung, in der der Schreiber und Zeichner der Manesseschen Handschrift — nach der dichterischen Darstellung Gottfried Kellers soll es Hadlaub selber gewesen sein, was ziemlich viel für sich hat — die ritterliche Gestalt Herrn Walthers mit übereinandergeschlagenen Beinen, die linke Hälfte seines melancholisch blickenden Gesichtes in die linke Hand gestützt, gezeichnet hat; er schaut auf das Manuskript in der rechten Hand, das nur angedeutet ist. Am Fuße des mit Gras und Blumen bewachsenen Felsblockes lehnt sein Ritterschwert, und am oberen Bildrande sehen wir zwei Vögel in ihren Käfigen: das Wappen des Dichters.

Nun sehe man aber, mit wie lieblichen Worten Herr Walther von der Vogelweide sich beschreibt. Ja, lieblich ist seine Art überhaupt, lieblich und zugleich fest und stolz. Dazu kommt, daß er ein schweres Schicksal hat: „Ich bin ze vîl / geladen“, bekennt er, das heißt: das Schicksal hat ihm zu viel aufgeladen. „Hilf mir tragen!“ bittet er die geliebte Frau.

Es gibt eine bekannte Scherzzeichnung, die darstellt, wie zwei andere, ihm gleiche Geistesheroen, nämlich Goethe und Beethoven, in Karlsbad an den kaiserlichen und königlichen Herrschaften vorbeigehen. Goethe macht ein untertäniges, devotes Gesicht und tiefe Verbeugungen, während Beethoven stolz und trotzig am österreichischen Kaiser, am König von Preußen und an andern Fürstlichkeiten vorüberschreitet, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Herr Walther würde in einem solchen Falle eine Mittelstellung einnehmen. Er kann auch stolz und trotzig sein; aber er hat sich im jahrzehntelangen Umgang mit Fürsten eine gewisse Geschmeidigkeit erworben, und vor allem hat er in allem, was er sagt, singt und schreibt, einen lieblichen, gewinnenden Ton, der immer das Rechte trifft. Er ist eine Frohnatur. Wie oft kommt das Wort ‚froh‘ in seiner Dichtung vor!

Die schönste und für Walther bezeichnendste Stelle ist:

„Ich bin als unschedelîche frô
daz man mir wol ze lebenne gân.“

(Ich bin so harmlos fröhlich, daß man mir Wohlergehen gönnt.) Dieser lebensfrohe, harmlose, naive (im guten Sinne) Minnesinger und Ritter ist der eine Walther. Es gibt jedoch einen andern, der eine härtere und unbarmherzige Sprache spricht; das ist der Spruchdichter im Dienste dreier Kaiser: Philipps von Schwaben (des jüngsten Sohnes Friedrich I. Barbarossas), Ottos IV. und schließlich Friedrichs von Hohenstaufen, der gegen den Papst und gewisse Geistliche kämpft: „Nû wil ich mich des scharpfen sanges ouch gemieten (sättigen).“

„Ir bischofe und ir edlen pfaffen sît verleitet,
seht wie iuch der pabest mit des tiuvels stricken leitet“

(= irreleitet, auf die Seite lockt).

Oder: „Wir klagen alle und wizzen doch niht was uns wirret
daz uns der babest unser vater alsus hat verirret.“

Herr Walther war ein tapferer und aufrichtiger Parteigänger der Kaiser gegen den Papst, und dieser Kampf war das eigentliche Kennzeichen des 12. und 13. Jahrhunderts. Aber erst Friedrich II. hat den Dichter für seine Treue belohnt, reichlich spät zwar: Erst acht Jahre vor seinem Tod schenkte er Walther ein Lehen; der allezeit Fahrende hatte nun einen Hof und wurde ansässig.

„Ich hân mîn lehen, al die werlt, ich hân mîn lehen
nû enfürhte ich niht den hornunc an die zehen.“

(Ich habe mein Lehen, ihr alle, ich habe mein Lehen. Nun fürchte ich nicht mehr, den Hornung an die Zehen zu bekommen.)

Ja, er ist eine liebenswerte Gestalt, dieser Herr Walther. Zwei weitere, reizende Sprachbildungen seien noch angeführt, die Diminutive

... ein kleinez troestelîn

... ein kleinez denkelîn

Jeder, der die Zürcher Mundart kennt, weiß, daß es eine Blume gibt, die ‚Denkeli‘ genannt wird. Anderorts nennt man sie ‚Pensée‘ oder ‚Viola tricolor‘, dieses Stiefmütterchen auf des Dichters Grab in oder bei Würzburg! Denn, so sagte Hugo von Trimberg:

„Her Walther von der Vogelweide,
Swer des vergaeze, der taet mir leide“.

Eugen Teucher

Rivarol

Der Leser wird wohl gerne noch Näheres über die im Aufsatz „Zwei preisgekrönte Bücher über die Sprache im 18. Jahrhundert“ (Heft 4, 1975) erwähnte Abhandlung von Rivarol(i) erfahren. In seinem Buch „Soziologie und Politik der Sprachen Europas“ (dtv 1975) — das nächstens noch besprochen werden soll — schreibt Harald Haarmann folgendes darüber:

Im Jahre 1783 forderte die Berliner Akademie der Wissenschaften die Gebildeten und Gelehrten aller Länder auf, das Phänomen der französischen Weltsprache zu untersuchen.

Preisgekrönt wurde A. Rivarols Abhandlung „Discours sur l’universalité de la langue française“ (Paris-Berlin 1784), der die Vormachtstellung des Französischen als Bildungssprache mit typisch französischem Esprit rationnel begründete. Rivarol hob die Vorzüge des Französischen im Vergleich zum Deutschen hervor, dessen Mängel (Schwierigkeiten des grammatischen Baus, fehlende Ordnung im Wortschatz, keine Einheitlichkeit im Stil, in der Graphie, u. a.) nach seiner Ansicht dafür ausschlaggebend seien, daß das Deutsche keine Weltsprache geworden wäre und sich auch nicht für eine solche Funktion eigne. Rivarol hatte damit sämtliche Vorurteile der Franzosen gegenüber der deutschen Sprache zusammengestellt. So nutzte er geschickt diesen verbrämten französischen Sprachnationalismus aus und führte damit Beweis bezüglich der Weltsprachenfunktion des Französischen. Die Qualitäten des Französischen, von denen Rivarol vor allem die clarté herausstellte, verknüpfte er direkt mit dem Phänomen der Verbreitung dieser Sprache. Diese Argumentation, die geschickt linguistische und außersprachliche Erscheinungen zueinander in Beziehung setzte, wurde zum Axiom der Weltgeltung der französischen Sprache.